

Kara Ben Nemsi

Das Geheimnis des weißen Panthers

Eine Reiseerzählung nach den Charakteren
von Karl May

Aufgeschrieben von Axel J. Halbach
aus seinem literarischen Nachlass herausgegeben von
Volker Krischel

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Mario Heyer
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u.V. der KI Software Midjourney
Logo: Mark Freier
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-68984-789-0

Inhalt

1. Ein unerwartetes Wiedersehen
2. Folgeschwere Ereignisse
3. An Bord der Cassiopeia
4. Der große Kulu Kulu und sein Tokolosie
5. In der grünen Hölle des Tropenwaldes
6. Ein Kampf auf Leben und Tod
7. Das Geheimnis des Weißen Panthers
8. Ein Ende voller Schrecken
9. Kapitän Gonsalez irrt sich
10. Der Padischa gibt sich die Ehre

1. Ein unerwartetes Wiedersehen

„Sihdi – ich kann es immer noch nicht glauben, was Du mir gerade erzählt hast! Mit eigenen Augen hast Du es doch nie gesehen – wie kannst Du es dann so genau wissen und beschreiben?“

„Halef – ich habe Dir doch schon oft gesagt, dass Du aus Büchern vieles erfahren kannst, was Du selbst weder jemals gesehen noch erlebt hast! Kein Mensch kann alles, kann diese ganze Welt aus eigener Erfahrung kennen, das ist absolut unmöglich!“

„Aber ... aber ... wenn Du sagst, dass es hinter dieser endlosen Sandwüste, hinter den kahlen Gebirgen, den tiefen Schluchten und Wadis der Sahara grüne Oasen geben soll, deren Pflanzenwuchs so ungeheuer ist, dass er wie eine grüne Mauer jegliches Eindringen verhindert, Oasen, die so groß sind, dass man nach Tagen noch kein Ende sieht ...“

„Nicht nach Tagen, lieber Halef – es kann Wochen oder viele Monate dauern und es sind auch keine Oasen, wie Du sie Dir vorstellst! Es handelt sich um undurchdringlichen Urwald, den zu durchqueren oft nur über die Flüsse möglich ist, die sich ihren verschlungenen Weg durch diese Regenwaldgebiete bahnen.“

„Sihdi – das ist wirklich unmöglich! Wo soll denn das ganze Wasser herkommen? Vielleicht hat ein Märchen-erzähler das Buch geschrieben, das Du gelesen hast?“

Und Du hast ihm geglaubt! Wie können denn Palmen so dicht wachsen, dass man nicht mehr hindurch kommen kann?“

„Halef, Du kennst nur die Welt der Dürre, der Trockenheit, des Sandes, der kahlen Schluchten – aber so unendlich groß wie Dir die arabische Wüste oder die wirklich überwältigende Sahara auch erscheinen mag – sie sind dennoch nur ein kleiner Teil der ganzen Welt! Es gibt unendlich viel, was Du Dir überhaupt nicht vorstellen kannst! Viele tausend Kilometer jenseits der großen Wüste findest Du eine völlig andere Welt! Nicht Trockenheit, sondern unvorstellbare Regengüsse, Bäume, die so dicht stehen und so hoch sind, dass das Sonnenlicht kaum bis auf den Boden dringt ... “

„Sihdi – wie kann ich etwas glauben, was ich mir wirklich nicht vorstellen kann? Warum gibt Allah dort zu viel und hier zu wenig Regen? Ich gebe zu: Wenn Du es sagst, dann wird es wohl tatsächlich so sein, so wie Du bisher immer Recht gehabt hast. Aber um das auch selbst wirklich glauben zu können, muss ich es mit eigenen Augen gesehen haben! Ob das wohl einmal der Fall sein wird?“

„Wohl kaum, Halef – was für einen Anlass könnte es geben, dass Du, dass wir Beide jemals dorthin kommen? Und was würde Deine Hanneh sagen, wenn sie viele Monate auf Dich warten muss, Tag und Nacht allein in ihrem Zelt?“

„Du hast Recht, Sihdi – Hanneh, diese unvergleichliche Blume der Wüste, hat schon oft lange auf mich

warten müssen! In der Zeit der langen Dürre meiner Abwesenheit hat sie ihre Blütenblätter hängen lassen, ihr Blick suchte vergebens die unendlichen Dünenfelder nach mir ab, die Trübsal verknotete ihre Seele und der Kummer grub sich tief in die ebenmäßigen Züge ihres Gesichtes ein! Natürlich habe auch ich in den langen Wochen der Abwesenheit den Liebreiz ihrer Gegenwart, die Wonnen der Zweisamkeit, den Duft ihres Hirsebreis und die sanfte Hand ihrer Besorgnis vermisst! Aber ist ein Mann dazu da, immer im Zelt herumzuhocken? Er muss die Welt kennenlernen, muss seine Kräfte mit den Bösen messen, muss Abenteuer erleben, um davon erzählen zu können ...“

„Lieber Halef – davon hat es wohl nie einen Mangel gegeben, seitdem wir zusammen sind! Ist Dir das immer noch nicht genug?“

„Sihdi – die höchsten Wonnen des Glücks durchströmten meinen Körper, als wir uns hier vor einer Woche endlich wieder trafen! Allah sei Dank, dass Du die Jahre, die Du auf meinen Schutz verzichten musstest, unbeschadet überstanden hast! Jetzt bin ich wieder bei Dir und Du kannst unbesorgt in die Zukunft sehen! Aber es ist nichts, rein gar nichts passiert, was meinen Schutz herausgefordert hätte! Meine Kurbadsch steckt schlaff im Gürtel, es ist niemand da, dem ich die gewaltige Kraft meiner Stimme entgegen schleudern kann, vor der schon Tausende zitternd in die Knie gesunken sind ... die Kraft meines Geistes sucht vergeblich nach

einem Problem, das gelöst werden muss! So kann es doch nicht weiter gehen!“

„Halef – beschwöre das Unheil nicht herauf! Freue Dich, dass es endlich einmal friedlich zugeht! Wie selten sind wir in einer solchen Lage gewesen! Genieße die Sonne, die Ruhe, den Blick auf das Meer ...“

Dieser Wortwechsel fand am frühen Morgen auf der Dachterrasse eines der wenigen mehrstöckigen Häuser direkt am Hafen von Tripolis statt, der einzige von Bedeutung im Hinblick auf das weite Hinterland. Die Küste hier bietet wenig natürliche Buchten. Auch dieser geschützte Hafen wurde künstlich hinter einem kleinen Kap geschaffen – man nutzte den Vorsprung des Ras es-Zour und legte in seinem Schutz das Hafenbecken an. Halef hatte Recht – vor einer guten Woche hatten wir uns hier getroffen und eine sehr ruhige, friedliche, erholende Zeit verbracht, wie es sie auf meinen Reisen nur selten gegeben hatte. Er war nach Tripolis gekommen, um in Zuara, der großen Oase westlich von Tripolis, Kamele für seinen Stamm der Haddediin einzukaufen und ich war wie so oft unterwegs, um Land und Leute kennenzulernen.

Die Szenerie um uns herum spiegelte das Bild eines geschäftigen, aber in sich ruhenden, zufriedenen Lebens wider: Vor uns lebhafter Boots- und Schiffsverkehr im Hafen, dahinter bis zum Horizont das nur leicht gekräuselte, tiefblaue Mittelmeer, links von uns auf einem Felsen direkt am Hafen das von den Malteser Rittern vor

vielen hundert Jahren errichtete Fort oder Kastell von Tripolis, das wohl markanteste Wahrzeichen der Stadt. Unmittelbar neben der Hafenbucht gelegen hatte es in historischer Zeit den Schiffsverkehr und die am Fuße des Kastellhügels erbauten Häuser der frühen Siedlung überwacht, bis die Malteser Ritter 1551 mit dem Beginn der Türkenherrschaft Tripolis und damit auch die Festung aufgeben mussten. Heute kennzeichnen spanische und türkische Bauelemente sowie prachtvolle Innenhöfe diese mittelalterliche Malteserburg, wobei von den Innenhöfen aus zahllose Gänge in die ausgedehnten Räumlichkeiten der Festung führen.

Auf der Landseite, überragt von dem Fort und den spitzen Türmen der Minarette, breiten sich die weiß getünchten Häuser der Medina aus. Die Altstadt mit ihren verschachtelten Straßen, ihren zahllosen Geschäften und Verkaufsständen mit weit nach innen geöffneten Läden ohne Fensterfront schließt sich unmittelbar an das Hafengebiet an. Aus dem im Sonnenlicht blendend weißen Häusermeer heben sich die zahlreichen Moscheen als besondere Sehenswürdigkeiten hervor – so die Karmanli-Moschee als größte. Als schönste aber gilt die erst vor 30 Jahren (1833) erbaute Gurgi-Moschee. Ihr ebenbürtig ist die älteste, ebenfalls in der Medina liegende Moschee Dschemma an Naqa, die Moschee der Kamelstute. Alle hatte ich sie mit Halef bei unseren Spaziergängen durch die Stadt in Augenschein nehmen können. Hinzufügen muss ich hier allerdings, dass das Betreten

der Moscheen einem Christen natürlich nie und nimmer gestattet worden wäre, zumal der Islam gerade in Tripolis stark von der Senussi-Bewegung geprägt war, ein sehr europäer- und christenfeindlicher, von den Wahabiten beeinflusster puritanischer islamischer Orden. Ich konnte aber mit meinem stark gebräunten Gesicht und dank Sprache, Kleidung und Kenntnis der Landesgewohnheiten und des Koran durchaus als Araber gelten und hatte hier auch keinerlei Schwierigkeiten. Halef hatte ich natürlich eingeschärft, unter allen Umständen jeglichen Hinweis auf meine wahre Identität zu vermeiden, was bisher auch ohne Schwierigkeit gelang.

Erwähnenswert ist schließlich auch noch der Königspalast im Zentrum der Medina, der jedoch nicht betreten werden darf. Grüne Oasenkulturen – Oliven, Dattelpalmen, Feigen – umgeben auf allen Seiten das Häusermeer der Altstadt und bei sehr guter, klarer Sicht sind in Richtung Süden ganz in der Ferne als schmale gelbe Streifen die ersten, noch flachen Sanddünen der Sahara auszumachen.

Ich war auf einem annehmbaren Reitkamel von Tunesien aus nach Tripolis gekommen. Der zweitägige Ritt war vergleichsweise eintönig gewesen, an der Küste entlang, durch die leicht gewellte, steppenhafte Dscheffara-Ebene, vorbei an der Halbinsel Farwa, deren ausgedehnte Palmenbestände mich mehrere Kilometer lang wie ein dunkelgrüner, von West nach Ost laufender Strich begleitet hatten. In der kleinen Siedlung Ras

Talja hatte ich Rast gemacht, durchritt am folgenden Tag Zuara, eine große Oase westlich von Tripolis mit Tausenden von Dattelpalmen, großen Olivenkulturen und vor allem ihrer seit vielen hundert Jahren berühmten Kamelzucht, bis dann Tripolis erreicht war und ich Halef wieder in meine Arme schließen konnte. Dieser war zusammen mit Bobby¹, seinem treuen Freund und Begleiter seit den denkwürdigen Ereignissen in Mossul vor zwei Jahren, fast zeitgleich hier eingetroffen.

Dies waren so die Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, als wir die friedliche Atmosphäre um uns herum genossen, bis Halef plötzlich ausrief:

„Sihdi – sieh doch nur, dort am Hafenausgang! Was für ein herrliches Schiff, das Tripolis gerade verlässt!“

Ich blickte auf und konnte Halef nur Recht geben: Ein schlankes Dreimast-Vollschiff unter vollen Segeln befand sich gerade auf dem Weg, das Hafenbecken zu verlassen – ohne Zweifel ein moderner Schnellsegler, ein so genannter Klipper, mit schlankem Rumpf, scharfem Bug und hohen, leicht geneigten Masten, ein Schiffstyp wie er erst vor wenig mehr als zehn Jahren die alte Bauweise – zunehmend vor allem beim Transport von wertvollen und verderblichen Gütern – abzulösen begann. Ein wirklich prachtvoller Anblick!

Ich nahm mein Fernrohr zur Hand, um die Einzelheiten besser erkennen zu können. Das Schiff fuhr unter

1 ein ehemaliger Sklave, der von Kara ben Nemsî und Halef befreit wurde und seitdem bei Halef und den Haddedihi lebt

portugiesischer Flagge. Sein Name allerdings – Cassiopeia – passte mehr in die griechische Mythologie, denn als Namensgebung für einen portugiesischen Segler, doch das sollte mich wahrlich nicht weiter kümmern. Gerade bog der Segler um das Kap es-Zour und nahm Kurs auf die weite Wasserfläche des Mittelmeers in Richtung Westen, als ich aus der entgegengesetzten Richtung eine schnittige, moderne Dampfyacht in das Hafenbecken einbiegen sah. Schon wollte ich das Fernrohr absetzen, als mir etwas bekannt vorkam und ich es erneut mit einem Ausruf des Erstaunens vor mein Auge hielt ... das war doch nicht möglich oder doch ... nein ... ja ... tatsächlich ... ich hatte mich nicht geirrt ...

„Halef – siehst Du die Yacht, die dort gerade in den Hafen einläuft und auf uns zu kommt?“

„Natürlich, Sihdi! Du weißt doch, meine Augen sind scharf wie die eines Adlers und erkennen eine Wüstenspringmaus noch in riesiger Entfernung! Aber warum fragst Du? Was gibt es Besonderes an diesem Dampfboot? Für mich war das Segelschiff viel eindrucksvoller!“

„Sieh noch einmal genau hin, mit Deinen Adлераugen – immerhin ist diese Yacht ja ein wenig größer als eine Wüstenspringmaus! Kommt Dir vielleicht doch irgendetwas bekannt vor?“

„Bekannt? Allah, was soll ich alles ... wallahtallahu ... das ist ja ... meinst Du wirklich ... glaubst Du ... mir ist tatsächlich ... als ob ... kann es etwa sein ...“

„Es kann nicht nur, es ist, Halef – ich habe den Namen der Yacht schon mit dem Fernrohr ausmachen können! Ob wir es glauben wollen oder nicht – niemand anders als Sir David Lindsay beehrt in diesem Augenblick Tripolis mit seinem Besuch! Was wird er für Augen machen, wenn er uns erblickt – ein wirklich unglaublicher Zufall! Komm, lass uns eilen, damit wir ihn am Kai begrüßen können!“

Bobby, der sich nach einem Spaziergang in der Altstadt gerade wieder bei uns eingefunden hatte, war ebenso freudig erstaunt und kam natürlich mit. Kurze Zeit später waren wir am Kai und beobachteten das Anlegemanöver der Yacht. Kein Zweifel – es war tatsächlich Lord Lindsay, dessen schnittiges Boot jetzt am Poller festgezurrte wurde. Seine graukariert gekleidete Gestalt an Deck war unverkennbar wie eh und je, auch wenn er diesmal – offenbar aufgrund der leicht auffrischenden Brise – auf seine übliche Kopfbedeckung, den Zylinder, verzichtet hatte. Alles war – fast – wie gewohnt. Was mich irritierte, war ein an Deck festgezurrt, etwa 2x2 Meter messender stählerner Gitterkäfig, auf dessen Sinn und Zweck ich mir keinen Reim machen konnte. Aber das würde sich schon noch aufklären, denn in diesem Augenblick kam Sir David, nachdem er schon mit begeistertem Winken unsere Anwesenheit zur Kenntnis genommen hatte, das Fallreep herunter:

„Heyday, wonderful – Ihr seid noch da, Mr. Kara ben Shatterhand! Bin höchst erfreut und entzückt! Thank

god – oder Allah sei Dank, wie man hier wohl eher sagt!“

„Sir David! Die Freude ist ganz auf meiner Seite! Was für ein unglaublicher Zufall!“

Wir schlossen uns in die Arme und dann wurden Halef und Bobby ebenso herzlich begrüßt, wobei letzterer sein gutes Gedächtnis auch in Worte fasste:

„Auch Bobby voller Freudigkeit, Massa Lindsay! Habe bestens Erinnerung an König Salomons Diamanten – aber alles verloren, Begräbnis unter Schutt und Stein! Welche Betrübnis noch heute!“ Mit diesen Worten spielte Bobby auf ein glücklich überstandenes Abenteuer an, in das wir vor etwa zwei Jahren gemeinsam in der Arabischen Wüste und in den Schluchten des Hadschar geraten waren.²

„Du hast Recht, Bobby – really betrüblich, absolutely! Aber warum der Vergangenheit nachtrauern? Habe große neue Pläne! Well, Mr. Kara – kein Zufall, certainly not, dass wir uns hier treffen!“

„Wie bitte, Sir David? Höre ich richtig? Kein Zufall? Was haben Sie vor? Woher wussten Sie überhaupt, wo ich mich aufhalte – und das auch nur für ein paar Tage? Was für Pläne haben Sie und was habe ich damit zu tun?“

„Werden’s nicht erraten Mr. Kara ben Nemsy, wollen wir wetten? Wette für mein Leben gern!“

„Sir David – Sie wissen, dass ich niemals wette!“

2 Siehe Axel J. Halbach: *König Salomons Diamanten*. Blitz Verlag: Wittbek 2024

„Yes, jammerschade! Großer Fehler! Werde erklären! Wo wohnen Sie? Müssen in Ruhe plaudern – highly interesting, certainly, indeed!“

Wunschgemäß verzichtete ich zunächst auf weitere Erklärungen, bis wir uns kurz danach alle vier auf der Dachterrasse unserer Pension wiederfanden, von der aus wir jetzt einen sehr guten Blick auf die nur wenige hundert Meter entfernt am Kai liegende Yacht hatten. Erneut fiel mir dabei dieses merkwürdige Stahlgestell an Deck auf und ich sprach Sir David darauf an.

„Geduld, Geduld, Mr. ben Nems! Alles zu seiner Zeit! Bin zunächst extremely happy, Sie noch angetroffen zu haben!“

„Was mich nicht weniger erstaunt, Sir David! Es war also kein Zufall? Wie konnten Sie wissen, wo ich mich aufhalte? Selbst in Ihrer Times dürfte das keine Meldung wert gewesen sein!“

„Well – quite simple: Habe mich erkundigt!“

„Erkundigt? Wo? Bei wem?“

„In Germany, certainly – wo sonst?“

„Wie? Sie waren in Deutschland? Etwa auch in Radebeul?“

„Selbstredend – aber big problem, selbst dort etwas über Ihren Aufenthaltsort zu erfahren! Habe vorher Depesche geschickt – no answer!“

„Natürlich nicht – ich war ja nicht da!“

„That’s it! Sehr ärgerlich! Habe von Genua aus den Landweg genommen – ekelhaft, to be true! Noch viel

ekelhafter aber, dass auch in Radebeul nobody Bescheid wusste!“

„Das ist richtig – ich pflege dort im Allgemeinen nur zu sagen, wann man mich ungefähr wieder zurückerwarten kann, ohne mein Ziel zu nennen – zumal ich oft selbst nicht weiß, wohin mich die nächste Reise verschlägt! Aber Sie haben es dennoch erfahren – wo und von wem?“

„Well – wurde von Radebeul nach Waldeshausen bei Kötschenbroda geschickt – funny names, die ihr da in Germany habt!“

„Kötschenbroda? Nun sagen Sie bloß, Sie sind beim Förster Holunderbusch, dem alten Knurrhahn, gewesen?“

„War ich, certainly! Knurrhahn richtige Bezeichnung! War sauer auf Sie, auf seinen Lieblingsneffen Karl, der sich wieder einmal in der Welt herumtrieb, anstatt ihm von seinen Abenteuern zu erzählen!“

„Der gute Holunderbusch! Hat es nicht leicht, mit seiner Gicht in den Füßen! Sitzt deshalb meist in seinem Lehnstuhl am Fenster ...“

„Richtig – und kommentiert das Wetter! Terrible, horrible, schauderhaft, entsetzlich, fürchterlich – dabei war wonderful sunshine, wäre für London absolutely herrlichstes Wetter gewesen!“

„Er wird sich nicht mehr ändern, Sir David! Wenn ich für längere Zeit auf Reisen bin, ist für ihn das Wetter immer schlecht, gleichgültig, ob Regen, Schnee oder herrlichster Sonnenschein! Wenn ich aus seiner Sicht

zu lange fort bin, gibt es für ihn überhaupt kein Wetter mehr! Aber – wie haben Sie sich denn mit ihm unterhalten können?“

„Well – mit Händen und Füßen, aber schließlich no problem.“

„Und was war ... ist nun eigentlich der Grund für diese so eifrige Suche nach mir? Und was hat dieses merkwürdige Gestell auf Ihrem Schiff zu bedeuten?“

„Well, Mr. Shatterhand – eins nach dem anderen! Yes – muss etwas ausholen! Gebe zu – war bisher hardly successful bei meiner Suche nach wertvollen Altertümern! Keine echten fowlingbulls, keine alten assyrian clay pots – remember Latakia? Betrüger, Schurken allesamt! Dann aber – well, haben Sie die *Times* in den letzten Wochen gelesen?“

„Die *Times*, Sir David? Ich muss zugeben: Nein, hier ziehe ich doch die deutschen Zeitungen vor!“

„Bedauerlich, höchst bedauerlich! Interessante Meldung dort, highly interesting! Mehrere Reisende haben von einem überaus gefährlichen Raubtier berichtet, das der Wissenschaft bislang noch unbekannt ist ... ein weißer Riesenpanther!“

„Ein weißer Riesenpanther? Unsinn, Sir David – einen solchen Panther gibt es nicht! Schwarze Panther, ja – mit denen habe ich selbst schon gefährliche Begegnungen gehabt. Aber weiß? Und dann noch riesig? Ebenso könnten Sie im Kongo auf die Suche nach Dinosauriern gehen!“

„Don't tease me – I'm no fool! Unabhängig voneinander haben mehrere Forschungsreisende das Gleiche berichtet – und dieser Panther greift nur Menschen an, Weiße wie Schwarze!“

„Sir David! Sie wollen doch nicht etwa behaupten, im Kongodschungel auf die Suche nach diesem Untier gehen zu wollen?“

„Kongo? Not so bad indeed! Haben fast den Nagel auf den Kopf getroffen! No, nicht Kongo – auch wenn der weiße Panther vielleicht auch dort vorkommt. Westafrika, Gold Coast, von dort kamen die Meldungen!“

„Und das glauben Sie? Wie soll er denn aussehen, dieser Riesenpanther ... von der Farbe einmal abgesehen?“

„Nobody knows, niemand hat den Panther bisher selbst gesehen, dafür aber seine Opfer! Along the whole coast, an der ganzen Küste ist von ihm die Rede!

Offenbar simply horrible, schrecklich, entsetzlich, wie die Menschen zugerichtet wurden ...“

„Und wie kommen Sie dann auf diese ... diese ... diese gefährliche, aberwitzige Idee, dieses Ungeheuer anscheinend fangen zu wollen? Wenn ich nicht ganz falsch liege und aus dem Stahlkäfig auf Ihrer Yacht den richtigen Schluss ziehe, dann haben Sie offenbar genau das vor?“

„Richtig, Mr. Kara! No assyrian clay pots any more – habe mit dem Zoo of London gesprochen – sind highly interested! Werde berühmt! Erwische ich den Kerl, wird er meinen Namen bekommen: *Panthera albus Lindsay-niensis*“

„Sir David – das kann nicht Ihr Ernst sein! Selbst wenn es diesen Panther tatsächlich geben sollte – was ich sehr bezweifle! –, wie wollen Sie ihn aufspüren, fangen, inmitten fieberverseuchter Urwälder und wilden, nicht unbedingt friedlichen Volksstämmen, ohne möglicherweise vorher selbst gefressen zu werden?“

„Well – gebe zu: Ist wohl kein Spaziergang! Aber deshalb habe ich ja Sie gesucht, that’s for sure! Werden mit den Wilden schon fertig – und mit dem Panther auch!“

„Wie bitte, Sir David? Sie haben mich gesucht, um Sie bei diesem mehr als gefährlichen und ohnehin zum Scheitern verurteilten Unternehmen zu begleiten? Das kann, das darf nicht Ihr Ernst sein!“

„Ist es aber, Mr. Kara – zahle gut, all you want! Money no problem, you know!“

Mit welcher Summe kann ich Sie überzeugen?“

„Sir David, Sie wissen ...“

„Und können Sie, kann Old Shatterhand ben Nemsis es verantworten, mich, einen guten, alten, lieben Freund, alleine ziehen zu lassen – vielleicht wirklich in sein Verderben? No, never – das können Sie nicht!“

„Sir David, Sie ... ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll!“

„Well, dann sagen Sie’s später! Natürlich – big surprise for you! Überlegung immer gut – werden good old David Lindsay nicht im Stich lassen, I’m sure!“

Mir blieb – bildlich gesprochen – der Mund immer noch offenstehen. Was für eine aberwitzige Idee, wegen

ein paar Zeitungsmeldungen auf Großwildjagd im afrikanischen Urwald gehen zu wollen! Allerdings – diese Weltgegend war auch für mich noch Neuland und deshalb nicht ohne Reiz. Aber dennoch – nein, das war wirklich zu viel verlangt! Ich musste dem guten Lord diese Schnapsidee ausreden und wenn ich jetzt zustimmte, mir alles noch einmal gründlich durch den Kopf gehen zu lassen, dann hauptsächlich, um den richtigen Ansatzpunkt zu finden, Sir David von diesem Vorhaben abzubringen. Sir David hatte uns kurz nach dem letzten Wortwechsel verlassen, um auf seiner Yacht nach dem Rechten zu sehen, wollte aber am Nachmittag wiederkommen, um sich meiner Zustimmung zu seinem Plan zu vergewissern – daran zweifelte er keinen Augenblick.

Halef und Bobby hatten dieser Unterhaltung zugehört, ohne selbst ein Wort zu sagen. Bobbys Schlussbemerkung war nur:

„Meine Erinnerung nicht mehr gut – viele, viele Zeit her! Aber ich noch wissen: Goldküste, Fanti, Ashanti meine erste Heimat! Arabische Sklavenfänger – Timbuktu – Marsch voll Endlosigkeit durch die Wüste – nach Mossul an Kalif verkauft ... oh ja, ich immer mehr Erinnerung! Ob ich Heimat wiederseh'n, vielleicht? Bobby nicht glauben, aber sehr wünschen!“

Das hatte ich nicht gewusst, war aber einleuchtend: Millionen von Sklaven hatten in den vergangenen Jahrhunderten vor allem von Afrikas Westküste, vom Golf von Guinea aus den Weg in ihre neue Zwangsheimat

gefunden, die meisten jenseits des Atlantiks, nicht wenige aber auch auf dem Landweg quer durch die Sahara zum Verkauf in den arabischen Staaten jenseits der großen Wüste. Menschenverachtend, grausam und für viele tödlich waren beide Transportrouten gleichermaßen. Eigentlich unverzeihlich, dass ich mir bisher noch nie Gedanken darüber gemacht hatte, woher wohl Bobby oder seine Vorfahren stammen mochten – zu alltäglich war hier nördlich der Sahara inzwischen auch für mich das weiß-braun-schwarze Völkergemisch geworden. Halef knüpfte an die offenbar auch für ihn überraschende Bemerkung von Bobby an:

„El Hamdullilah, Sihdi – merkst Du nicht, dass es Allahs Wille ist, dem Wunsch von Sir David zu entsprechen? Er bekommt seinen weißen Panther, Bobby sieht seine Heimat wieder, ich lerne Regenwaldoasen kennen, die kein Ende haben und so dicht wachsen, dass man nicht hineinkommt und Du ...“

„Und ich, Halef?“

„Du ... Du kannst wieder eins Deiner vielen Bücher schreiben!“

„Halef – das klingt zwar gut, ist aber undurchführbar! Hast Du eine Ahnung von den vielfältigen Gefahren, die dort auf uns lauern, vor denen man sich nicht schützen kann, vor denen selbst meine Zauberbüchse machtlos ist? Tödliche Fiebersümpfe, wilde Tiere, Giftschlangen, blutrünstige Eingeborene, möglicherweise sogar noch Menschenfresser – nein, Halef, es gibt nur eins: Diese

Idee kompletter Unvernunft muss dem guten Lord ausgedeutet werden, denn natürlich kann ich ihn auch nicht alleine in sein Verderben ziehen lassen. Dabei bleibt es, Halef!“

Dieser sah mich enttäuscht, aber auch irgendwie zweifelnd an, als ob er trotz meiner entschiedenen Antwort noch nicht an das Ende aller Tage glauben wollte. Er stand auf und verließ mit Bobby die Dachterrasse, um sich noch ein wenig Bewegung zu verschaffen. Inzwischen war es fast Mittag geworden. Auch ich verließ jetzt das Dach unserer Herberge und machte mich gedankenverloren auf den Weg zu einem mir bekannten Restaurant im Ort, um einen kleinen Imbiss zu mir zu nehmen.

2. Folgeschwere Ereignisse

Halef und Bobby schlenderten langsam durch die verwinkelten und staubigen Gassen von Tripolis, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Um ungestört zu sein, waren sie auch nicht zusammengeblieben, sondern Bobby mit seinen ohnehin längeren und kräftigeren Beinen befand sich etwa 30, 40 Meter vor Halef, der eine Art Selbstgespräch zu führen schien, denn seine Lippen bewegten sich zwar lautlos, aber in offenbar ärgerlicher Stimmung. Auch seine Hände, die sich immer wieder zu Fäusten zusammenballten, brachten dies zum Aus-

druck. Ganz mit sich selbst beschäftigt, vergrößerte sich der Abstand zu Bobby weiter, als plötzlich hinter einem Mauervorsprung Stimmen erklangen, deren Inhalt Halef sofort aus seinen Träumereien riss und hellwach in die Gegenwart zurückrief. Abrupt blieb er stehen, verbarg sich im Dunkel einer kleinen Toreinfahrt und wurde Zeuge des folgenden Gesprächs:

„Ibrahim – hast Du ihn gesehen, diesen herrlichen Neger, der eben hier vorbeiging? Für so einen Kerl müssten wir mindestens 2000 Dinar hinlegen! Der schafft die Arbeit für Drei! Am liebsten würde ich ihn mir auf der Stelle greifen – doch leider ist es heller Tag und er wird natürlich auch einem anderen gehören!“

„Du sagst es, Mustafa! Ich könnte 50 von ihnen auf meiner Plantage gebrauchen! Aber seitdem die Sklaventransporte über Timbuktu aus dem Süden nun schon seit einigen Jahren praktisch ganz aufgehört haben, wird es immer schwieriger, sich die notwendigen Arbeitskräfte zu einem vernünftigen Preis zu beschaffen! Diese verdammten Briten – Allah verfluche sie! Was haben sie sich in unsere Geschäfte einzumischen? Wie kommen sie dazu, den Sklavenhandel einfach zu verbieten und das schon vor Jahren, obwohl sie ihn doch seinerzeit selbst mit so viel Eifer ins Leben gerufen und gefordert haben?“

„Allah brate sie in der tiefsten Hölle! Sie haben ihn nicht nur verboten – sie maßen sich auch noch an, die Einhaltung ihres Verbots zu überwachen und Zuwiderhandelnde zu bestrafen! An den Sklavenküsten und

auf hoher See ist man ständig dem Risiko ausgesetzt, von den britischen Patrouillenbooten aufgebracht und beschlagnahmt zu werden! Und wie Du schon sagst: Auf dem Landweg, durch die Sahara, geht gar nichts mehr. Aber – Allah sei Lob und Preis – zum Glück, wenn auch mit Mühe und nicht ohne Restrisiko, haben wir einen Weg gefunden, ihr verdammtes Verbot zu umgehen!“

„Wie? Was meinst Du? Davon höre ich zum ersten Mal!“

„Eben deshalb, Ibrahim, will ich mit Dir als zukünftigem Kunden darüber sprechen. Ein glücklicher Zufall, dass wir uns hier gerade getroffen haben. Wir haben eine Organisation aufgebaut ...“

„Wer – wir? Ich verstehe nicht.“

„Nun – neben mir sind natürlich auch noch andere eingeweiht, vor allem aber auch der Mutassarif, der Bezirksvorsteher und oberste Verwalter von Tripolis.“

„Wie? Auch der Mutassarif? Dann steht es gut, aber worin eingeweiht? Was meinst Du mit mir als zukünftigen Kunden?“

„Nun – Du hast eben selbst gesagt, dass Du Sklaven brauchst und sie zu einem vernünftigen Preis auch kaufen würdest, wenn es wieder auf dem Sklavenmarkt welche geben würde.“

„Natürlich! Sofort! Aber es sind eben keine auf dem Markt!“

„In ein paar Wochen kannst Du Dir unter etwa 400 die Besten aussuchen!“

„Inschallah, Mustafa! Wie kann ich an so ein Wunder glauben?“

„Es ist ganz einfach: Da der Landtransport hierher wohl für immer versiegt ist, müssen wir zum Seetransport übergehen!“

„Seetransport – schön und gut! Aber welcher Kapitän setzt sich heute noch der von Dir geschilderten Gefahr aus, aufgebracht zu werden und sein ganzes Schiff zu verlieren – ganz abgesehen von der Ladung? Und selbst wenn so ein Transport Tripolis unversehrt erreichen sollte – wie kann es jemals gelingen, die Sklaven und deren Verkauf geheim zu halten?“

„Für alles das ist bereits gesorgt, Ibrahim – und das Schiff, das uns die kostbare Fracht bringen wird, hat gerade heute Tripolis mit dem Ziel Westafrika verlassen!“

„Allah – ich kann es nicht glauben! Welches Schiff?“

„Die Cassiopeia unter Kapitän Gonsalez, der nicht zum ersten Mal einen solchen Transport übernimmt! Die Cassiopeia ist ein Schnellsegler, den bei gutem Wind selbst die britischen Patrouillenboote kaum werden einholen können! Natürlich betreibt sie offiziell nur reinen Warenhandel: Stoffe aus Manchester, venezianische Glasperlen, Messing- und Kupferdrähte, Spiegel, Messer, Äxte, natürlich auch Feuerwaffen und manches andere im Austausch gegen Palmöl, Gold, Elfenbein, Bananen, Erdnüsse, Tabak, Zuckerrohr, um nur die wichtigsten Produkte zu nennen. Zur Tarnung werden

auch diese Waren an Bord genommen – ihre eigentliche Ladung aber werden Sklaven sein.“

„Allahu akbar! Und wenn sie nun doch aufgebracht und durchsucht wird?“

„Auch dafür ist gesorgt. Sie hat einen doppelten Boden. Zeichnet sich die Gefahr einer Kontrolle ab, werden die Schwarzen in dieses unterste Verließ gepfercht und auf dem darüber liegenden, eigentlichen Sklavendeck die Tauschwaren gelagert. Je nachdem, wie lange so eine Kontrolle dauert, wird natürlich ein Teil der Schwarzen diese Prozedur angesichts der unglaublichen Enge und des Sauerstoffmangels vermutlich nicht überleben – aber das betrifft ja nur den Notfall! Außerdem werden auch dann die Stärksten, Kräftigsten am Leben bleiben – und nur auf diese kommt es uns ja eigentlich an!“

„Fürwahr, Mustafa – ein großartiger Plan! Aber wie soll hier in Tripolis die geheime Fracht vor neugierigen Augen verborgen bleiben?“

„Ganz einfach – hier kommt der Mutassarif ins Spiel, der mit einem Anteil am Verkaufserlös beteiligt ist. Die Cassiopeia wird ganz normal am helllichten Tag in den Hafen einlaufen und am Kai direkt vor dem Kastell anlegen. Dann wird die übliche Ware entladen. Nachts aber – dafür stellt der Mutassarif die geheimen Kerker-räume des Kastells zur Verfügung – werden die Sklaven einzeln und in Ketten in das Fort gebracht. Wir werden natürlich dafür sorgen, dass in dieser Zeit keiner dem Schiff zu nahekommt. Sollte dies aber dennoch von dem

einen oder anderen Nachtschwärmer bemerkt werden, dann werden sich diese nichts dabei denken, denn das Kastell dient ja ohnehin als Gefängnis.“

„Wahrhaftig – ihr habt an alles gedacht! Aber ich habe immer noch einige Fragen: Wann ungefähr kann man die Cassiopeia hier wieder erwarten? Wie viele Sklaven wird sie im besten Fall lebend an Land bringen? Wie werden diese unter die potenziellen Käufer aufgeteilt – wie viele Interessenten gibt es überhaupt? Und was werden die Neger kosten – je nach Eignung und Zustand?“

„Lieber Ibrahim – das sind ziemlich viele Fragen auf einmal! Aber auch daran ist gedacht. Heute Abend, zwei Stunden nach Sonnenuntergang, treffen sich alle Beteiligten in der alten, Dir sicher bekannten Bretterhütte vom Hufschmied Hassan am äußersten Ortsrand zur Sahara, am Ende der Zenka Abdul Rahman. Dort sind wir ungestört und eben da werden alle diese und andere Fragen, die sich ergeben sollten, besprochen und beantwortet. Nur der Mutassarif wird aus verständlichen Gründen nicht dabei sein, um nicht in eine für ihn eventuell prekäre Situation zu geraten. Ich wollte Dich ohnehin zu diesem Treffen einladen.“

„Mustafa, ich danke Dir! Du verwandelst die Sorgen meines Arbeitermangels wieder in hell leuchtende Zukunftsträume – hatte ich doch von alldem keine Ahnung! Ich komme! Bislemah! Bis heute Abend!“

Halef hatte zunächst voller Neugierde, dann aber mit wachsendem Entsetzen diesem Gespräch gelauscht. Um

jetzt nicht doch noch als unwillkommener Lauscher entlarvt zu werden, zog er sich noch weiter in das Dunkel der Toreinfahrt zurück. Der Zufall wollte es, dass die beiden Araber – Mustafa und Ibrahim – sich im hellen Sonnenlicht vor der Toreinfahrt verabschiedeten, so dass Halef die beiden Gesprächspartner am Schluss auch noch sehr deutlich zu Gesicht bekam, was einmal von Vorteil sein konnte.

Bobby, der eigentliche Anlass dieses Gesprächs, hatte von alledem nichts mitbekommen, sondern war unbekümmert weiter seinen Weg gegangen, bis er wohl nach einiger Zeit gemerkt hatte, dass ihm Halef nicht mehr folgte. Auf der Suche nach ihm ging er daraufhin den gleichen Weg zurück und kam gerade wieder in das Blickfeld von Halef, als dieser, nachdem sich die beiden Araber entfernt hatten, aus der Toreinfahrt herausgetreten war.

„Massa Halef – wo bleiben? Bobby voller Ängstlichkeit, dass Massa Halef sich in Luft gelöst!“

„Bobby – habe ein wenig Geduld! Ich habe schreckliche Dinge erfahren! Wir müssen schnellstens zu meinem Sihdi, er wird wissen, was zu tun ist – und dann wirst auch Du alles erfahren!“

Ohne ein weiteres Wort richtete Halef seine Schritte wieder in Richtung Hafen und Bobby folgte. Es war inzwischen schon früher Nachmittag geworden und damit näherte sich der Zeitpunkt, an dem ich, wie er wusste, versuchen wollte, Sir David endgültig von seinem Weißen-Panther-Plan abzubringen.

Auf der Dachterrasse unserer Pension hatte ich gerade Sir David, der vor kurzem gekommen war, seinen gewohnten kräftigen Nachmittagstee serviert, ansonsten aber das heikle Panther-Thema noch nicht angesprochen, weil ich vorher noch die Rückkehr von Halef und Bobby abwarten wollte. Wie zu erwarten, brannte der gute Lord vor Ungeduld:

„Excellent British tea, indeed, Mr. Kara! Aber warum so schweigsam? Heraus mit der Sprache! Wann fahren wir? Morgen? The day after tomorrow? Spätestens! Abenteuer! Wonderful! Extremely exciting!“

Bevor ich antworten konnte, kamen Halef und Bobby verschwitzt, staubig und ganz offensichtlich außer Atem die Treppe herauf, setzten sich auf die für sie bereitstehenden Sitzgelegenheiten und griffen nach der Teekanne – mir schien, dass sie nicht nur die Flüssigkeit, sondern auch die anregende Wirkung dieses Getränks nötig hatten. Nachdem wir jetzt vollzählig waren, war es an mir, mit der schwierigen Überzeugungsarbeit zu beginnen:

„Also, Sir David, ich muss ...“

Weiter kam ich nicht, denn Halef sprang auf, verschluckte sich fast am letzten Rest seines heißen Tees und sprudelte heraus:

„Sihdi ... ich ... wir ... Bobby ... ich muss Ungeheuerliches berichten ... höre zu und warte mit dem, was Du jetzt sagen willst!“

„Was hat denn da Dein Inneres ganz offensichtlich aus dem Gleichgewicht gebracht, lieber Halef? Also gut, ich warte! Was hast Du denn so dringend auf dem Herzen?“

Halef holte tief Luft – und dann gab er, ohne Ausschmückung, ohne Übertreibung, Wort für Wort den Inhalt des Gesprächs wieder, dessen unerkannter Zeuge er gerade gewesen war. Nicht nur Bobby, auch Lord Lindsay und mir blieb der Mund quasi offenstehen ob der Ungeheuerlichkeit dessen, was Halef diesmal in der für ihn so untypischen nüchternen Art berichtete, bis er mit – „Der Scheitan brate alle Sklavenjäger und alle, die mit ihnen Geschäfte machen, im tiefsten Schlund der Hölle!“ – seinen Bericht abschloss. Eine Weile blieb alles ruhig – wir mussten das Gehörte erst verdauen. Dann sagte ich:

„Halef – es ist wirklich unglaublich, was Du da gehört hast! Trotz ihres Verbots ist die Sklaverei aber leider, wie wir wissen, in vielen Ländern immer noch alltäglich, selbst wenn sie von der Staatsseite her offiziell verboten ist. England erließ schon 1807 das Verbot jeglichen Sklavenhandels und doch dauerte es bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, bis Großbritannien dank seiner Beherrschung der Weltmeere die Einstellung der transatlantischen Sklaventransporte erzwang! Fast, muss ich besser sagen, denn in Brasilien beispielsweise ist die Sklaverei selbst heute offiziell noch nicht abgeschafft. Wer weiß, wie viele Transporte nach dort den britischen Kanonenbooten immer noch entgehen! Denn nach allem, was Du gehört hast, Halef, gibt es scheinbar immer noch willige